

formale Vervollkommnung des Gefilds hinzukam, vielmehr jenes „Groteske“ als Ding an sich scheint mir erst in Werken unsrer Tage seine wesentlichste, letzte und erschöpfendste Manifestierung gefunden zu haben. Man stelle etwa ein Scherzo der neunziger Jahre gegen ein jüngstes: die Luft ist für einen Blinden fühlbar durch den schärferen Luftzug, der von 1914 herüberweht! Dort stehe (beispielhaft) Scheerbarts „Kater-Poesie“ (die der Verlag Kurt Wolff, Leipzig, neu herausbringt). Wie in jedem Scheerbart (Kurt Hiller hat recht) spukt auch hier ein Spaßen, das nicht sehr ins Innere geht, zwar kosmische Komödie, aber im Grunde unrevolutionär, ohne Erschütterung und ohne Selbst-inden-Strudel-Hineingewirbeltsein. Man nehme das Beste des Bändchens: die torfelnden „Morgentöne“ oder die vertrallt dahindämmernde „Frage“ oder das „Indiernerlied“, das so widerborstig aufstößt, oder das prägnante Bierzeiler-Jdyll „Grausamkeit“ — immer fehlt eine letzte Behemenz, die den Dichter in den danse macabre seiner Tollheit schleudert, daß er, Geist von ihrem Geiste, mit sich selber Fangball spielen kann. Über diesen Gedichten könnte immer noch ein wenig Busch als Geleit stehen: „Darum sitz ich heut im Loch. — Ach! und dieser Kater! Fluchend geh ich auf und ab, wie ein heiliger Vater.“

Das Widerspiel trägt ein Nietzsche-Motto. („Dies Alles bin ich, will ich sein, Taube zugleich, Schlange und Schwein.“) Es ist Wynnons „Rosa, die schöne Schutzmannsfrau“ (Verlag der Weißen Bücher, Leipzig). Noch ein andres Nietzsche-Wort wäre ihm (von Rechts wegen!) zu verleihen: „Wer auf den höchsten Bergen steigt, der lacht über alle Trauerspiele und Trauer-Ernste. Unbekümmert, spöttisch, gewalttätig — so will uns die Weisheit: sie ist ein Weib und liebt immer nur einen Kriegsmann“. (Und bei der rührenden Umschlagszeichnung, die mit dem eignen Kopf würfzelt, folobzt der tödliche Satz: „Schumm sagte der Greis und roch nach Holzkohle“.)

Hier ist also — um es kurz zu machen — eine Dichtung von der Art, die eine Philosophie und ein (Er-)Leben restlos gestaltet. Hier sind Prägungen, so sicher, wie Gesten von Seiltänzern, die ihr Gleichgewicht im Instinkt für jeden Augenblick garantiert wissen, Namen, die die burleske Melancholie meschuggener Masken haben, Pathos, deren Ernst sich vor der nicht mehr zu ertragenden Konsequenz ihres Vorwärtstümmens in unsterbliche Heiterkeit wandelt, Logiken, kitzlig wie Pensionsjungfern! Und wo die Humoreske „kosmisch“ wird, da ist das kein Schindludertreiben mit einer fastnachtskostümierten „Natur“, sondern das eigentliche (tragische) Daseins-Fiasco wird in herrgotts-clownesken Blitzen erhellt, in mörderischen Zuckungen, die wie gefährlichere Gulbransson-Linien laufen. Das ganze Buch wird schließlich auf diese Weise eine große Revolution (wogegen der Scheerbart etwa eine Revolution in Krähwinkel bleibt), und auch die besondere Psyche dieser Revolution ist letzten Endes bis in die unantastbaren Regionen allwissender Klarheit gesteigert. Will man im Stil der Atmosphäre bleiben, so könnte man vielleicht das Ergebnis in einer solchen Episode Wynnons symbolisiert sein lassen: „Wie einfach ist das Leben,“ meinte der Frosch, „man sagt Quak und damit ist alles gesagt.“ „Ja,“ erwiderte ihm der Regenschirm, „ich sage gar nichts, ich lasse mich aufspannen, und es regnet vom Himmel.“ „Das ist,“ meinte der Frosch, „um das Quaken zu lassen!“

Schreibt sich der Groteske Reife in unseren Tagen einerseits von der benervteren, luzideren Geistigkeit her, so gibt es noch einen zweiten Höhepunkt, der in dem technischen Fortschritt dieses Zeitalters stabilisiert ist. Wynnons wäre der Philosophie unsrer Tage anzugliedern; andere Exzentriks marschieren hinter der Fahne „fortgeschrittne Lyrik“. Als in ihrer Spezies vollkommen, sei hier die Sammlung „Kriminalsonette“ (bei Kurt Wolff, Leipzig) betrachtet, von den drei deut-

schen Pariser und pariserischen Deutschen (was mir ein höchstes Lobesbeiwort zu sein scheint) Ludwig Rubiner, Friedrich Eisenlohr und Livingstone Hahn. Diese — bei aller Grotesk — strengen Sonette wären ein Musterbeispiel laterochen dafür, wie sehr eindringlich heut jedem von uns die besondere Musik der einzelnen Stoffe und Stile in Fleisch und Blut übergegangen ist. Ein fabelhaft überufernder Inhalt wird im Zwang der ganz geschlossenen Architektur meisterlich beherrscht. Innerhalb dieses soliden Rahmens erholt sich der Übermut siegesgewisser Virtuosität im Jonglieren mit ausgefallen seltsamen Reimen, so daß eine Bildergalerie entsteht, die verblüfft durch die blasierter-taktfeste Tatsachengeruhigkeit, mit der abenteuerlichste Vorgänge in verzerrten Linien zu unanfechtbaren Gemälden wurden. Rettungslos wird man von borkundigen Fäusten durch die Stationen eines skurrilen Kreuzweges gepufft; unser Auge wird mit Filmen geblendet, in denen die Pointen wie dauerhafte Lichtpfähle eingerammt wuchten. Und auch hier noch hat die Lust am Schöpfersein soviel Schwung, daß sie sich im graziösesten Saltomortale selbst überschlägt.

Zuguterletzt käme die praktische Anwendung der Groteske; das Feld, wo ihre leibhaftigeren Siege erblühen. Angedeutet im „Kinobuch“ (auch bei Kurt Wolff), einem buntscheckigen Archiv, dessen Kapricios — wie seine ersten Skizzen — eine Form suchen, „die in etwa aufgezeichnetes Kino ist“. (Zu überschreiben noch „Filmzauber oder Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“). Kurt Pinthus gab eine Vorrede, die erschöpfend, klar alle Ausblicke festlegt. Und die brauchbarsten

Stücke: der Laster-Schüler entzückend-märchenholde, morgenländische Komödie „Plumm-Pascha“, desselben Pinthus phantastische Orgie von der „verrückten Lokomotive“, Rubiners geniale Dichtung „der Aufstand“, Ehrensteins „der Tod Homers“ (auf der Grenze zwischen Charv und Bierull taumelnd) haben wiederum, in anderer, für ihre Ziele dienlicher Aufmachung, jene Aufrichtigkeit, Kompromißfeindlichkeit, jenen Radikalismus ihrer Eigenheit, davon ich am Eingang sprach. (Sogar dieses Buch hat im Ausgang die Tapferkeit, sozusagen sich selbst aufzugeben — in einem kurzen, doch gewichtigen Briefe von Franz Blei: „Wie lebt der Mensch? dies zu zeigen, halte ich für wertvoller, als die gefilmten Ausgeburten einer Phantasie, die Himmel und Hölle braucht, um sich auszudrücken und um nichts zu sagen“).

Der durchlaufene Weg zeigt die Entwicklung so übersichtlich wie möglich: von Stiltändelei, Scherzboffelei zu einer ganz durchgearbeiteten, intensiven Intelligenz, die Weltanschauung ist und Disziplin hat — zu einer souveränen Fingerfertigkeit, die das Innerste ihrer Ausdrucksmöglichkeiten durchdrang und, wie um sich noch einmal ihrer Überlegenheit zu versichern, die ganze Maschinerie mit Leichtigkeit spielen läßt — bis zu jener letzten Metamorphose, die nun mit allem technischen und geistigen Inventar, mit dem ganzen Apparat ihrer gewissen und befestigten Könnerschaften hinabsteigt und hinaustritt zu Forschungsreisen, die neues Land zu erschließen und lockende Lebensmöglichkeiten zu gewinnen versprechen. In dem wunderschönsten Schniglerbild klingt es ab: „Kinder lachen, laufen und verschwinden im Wald“.

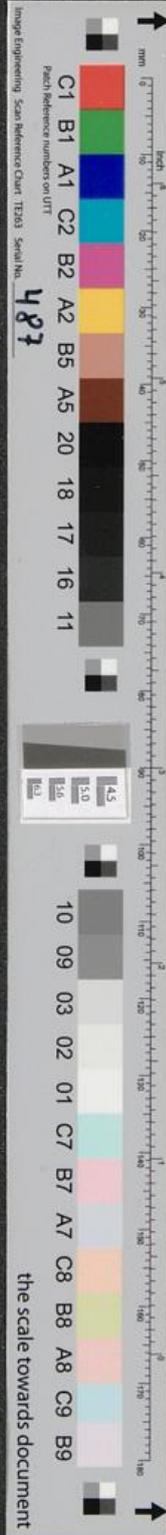
Max Herrmann

schen Parisern
 schen (was mir
 zu sein scheint)
 Eisenlohr und
 bei aller Grotesk
 ein Musterbe
 wie sehr eindrü
 die besondere
 und Stile in Fle
 ist. Ein fabel
 wird im Zwan
 Architektur mei
 halb dieses soli
 der Übermut sie
 Jonglieren mit
 men, so daß e
 die verblüßt d
 Tatsachengeruh
 lichste Vorgäng
 unanfechtbaren
 tungslos wird m
 durch die Statio
 weges gepufft; u
 geblendet, in dem
 hafte Lichtpfähle
 auch hier noch h
 sein soviel Sch
 graziösesten G
 schlägt.

Zuguterletzt k
 wendung der Gr
 leibhaftigeren S
 im „Kinobuch“
 einem buntscheckig
 cios — wie seine
 Form suchen, „d
 Kino ist“. (Zu i
 zauber oder Sch
 tiefere Bedeutung
 eine Vorrede, d
 Ausblicke festlegt

ster-Schüler entzückend=
 morgenländische Komödie
 „deselben Pinthus phan
 n der „verrückten Lokomo
 eniale Dichtung, „der Auf
 eins „der Tod Homers“
 e zwischen Shaw und
 d) haben wiederum, in
 Ziele dienlicher Aufma
 frichtigkeit, Kompromiß
 en Radikalismus ihrer
 ich am Eingang sprach.
 uch hat im Ausgang die
 gen sich selbst aufzugeben
 , doch gewichtigen Briefe
 „Wie lebt der Mensch?
 alte ich für wertvoller,
 Ausgeburten einer Phan
 und Hölle braucht, um
 nd um nichts zu sagen“).
 ne Weg zeigt die Ent
 htlich wie möglich: von
 erzboffelei zu einer ganz
 intensiven Intelligenz,
 ng ist und Disziplin
 veränen Fingerfertigkeit,
 hrer Ausdrucksmöglich
 und, wie um sich noch
 legenheit zu versichern,
 inerie mit Leichtigkeit
 zu jener letzten Meta
 mit allem technischen
 entar, mit dem ganzen
 wissen und befestigten
 absteigt und hinaustritt
 , die neues Land zu er
 nde Lebensmöglichkeiten
 echen. In dem wunder
 bild klingt es ab: „Kinder
 erschwinden im Wald“.

Max Herrmann



ertin.
 ipzig.

der Dichtung, die sich nicht nur
 durch die Form, sondern auch durch
 die Sprache, die sie wählt, auszeichnet.
 Sie ist eine Dichtung, die sich nicht
 nur durch die Form, sondern auch
 durch die Sprache, die sie wählt,
 auszeichnet. Sie ist eine Dichtung,
 die sich nicht nur durch die Form,
 sondern auch durch die Sprache, die
 sie wählt, auszeichnet. Sie ist eine
 Dichtung, die sich nicht nur durch
 die Form, sondern auch durch die
 Sprache, die sie wählt, auszeichnet.

Ein elsässisches Manifest

In „Schritt für Schritt“ hatte Otto Flake
 gezeigt, wie ein gereifter, selbstherrlicher
 Mann eine Frau Etappe um Etappe psy-
 chisch-physisch zu sich führt (und sich zu
 ihr) — jetzt, in dem Roman „Das Freitags-
 Kind“ (S. Fischer, Verlag), gibt er sozusagen
 dieses Mannes Jugendweg. Gestaltet ist,
 in zärtlichen, klaren Linien, eines Knaben
 Aufstieg bis zu dem Punkt, wo das „Ewig-
 Weibliche ihn hinanzieht“. Durchschnitt-
 licher, unterhaltungsstilller beginnt dies neue
 Buch, und hoffentlich verlockt dieser un-
 prätentöse Flur recht viele Leser zum Ein-
 tritt in das saubere Haus, macht das Werk
 zu einem ganz großen Publikums-erfolg.
 Denn hier wird vornehm, unaufdringlich
 zu einer freierlichen, höheren Zivilisation
 gestrebt, hier wird eines Jungen ganze
 „Menschwerdung“ wie eine scala d'oro be-
 leuchtet: Ein Knabe macht sich unabhängig,
 äußerlich und innerlich, mit ernster und

heiterer Auflehnung, daß er selbst seinen
 Feinden schließlich als ein „Erwachsener“
 gleichwertig und geachtet gegenübersteht,
 und als letzte Krönung im Einssein mit
 einer ebenbürtig selbstsicheren Frau ihm Er-
 lösung blüht von hemmenden Vergangen-
 heiten und Glücksverheißung für seines
 Lebens Sommer. (O funkelnder Planet
 der Liebesgöttin!) In dem leuchtenden
 Strom dieser feingefügten Erdenszenen ist
 wundervolles Aufbrausen gegen verständ-
 nislos-frechtes, philisterlich-geiles Betaften
 zartester Regungen, sind Rauschzustände,
 die erhellend den Pfad zu den Tiefen alles
 Schöpferischen finden lassen, ist die ganze
 Not jenes hilflosen Getroffenwerdens, jenes
 schmerzhaft-harten Einsamkeitsleidens an
 der profitbedächtigen, feigen und lauten
 Bedientenhaftigkeit, Gesinnungsleere, von
 der „Männer“ (unsere Lehrer!) plötzlich, wie
 von einer Seuche, befallen werden können.
 Und gerade dies prächtige, unterirdische
 Gewittern scheint mir wesentlicher für uns
 Heutige (in Deutschland Atmende) als
 alles, was sonst zum Ruhme der liebens-
 werten Dichtung gesagt werden muß: daß
 sie Menschen wie aus der Erde ihres
 Mutterlandes geformt hinstellt, daß ihre
 Sprache kultiviert und harmonisch, kri-
 stallen dahinfließt, daß ihre Bilder heraus-
 geholt sind aus dem nie wiederkehrenden,
 erlebten Augenblick der allumfassenden Hin-
 gebung („... und das Glöckchen, das am
 Halse des Pferdes hing, begann zu erkönen
 und erzeugte eine Vorstellung von Hoch-
 gebirge und Paßstraße“.) Ein leichtbe-
 schwingteres, und also ins Breite wirk-
 sameres Gegenstück zu Stehrs erschüt-
 terndem Innen-Revolutions-(Evolutions-)
 Epos „Drei Nächte“ ist aufgebaut. Darum
 wäre ich dafür, daß dies elsässische Kleinod
 (nicht nur in der Zeit der Zaberner Ver-
 heerungen) an alle Büchereien verteilt werde,
 als ein unwiderlegbar tatsächliches, edles
 Kampfmittel um neue Menschlichkeiten
 und als ein Aufruf zu einer heilsamen
 Pilgerschaft nach jenen Gauen, die uns
 neben dem einmaligen Wunder Schickale

diesen Flak bescherten, als welcher sich so zu seiner Heimat bekennt: „Es ist ein Glück, daß es eine Stelle in Deutschland gibt, wo der Deutsche gezwungen wird, zu sehen, daß man das Leben auch noch anders gestalten kann, als er tut.“

Max Herrmann

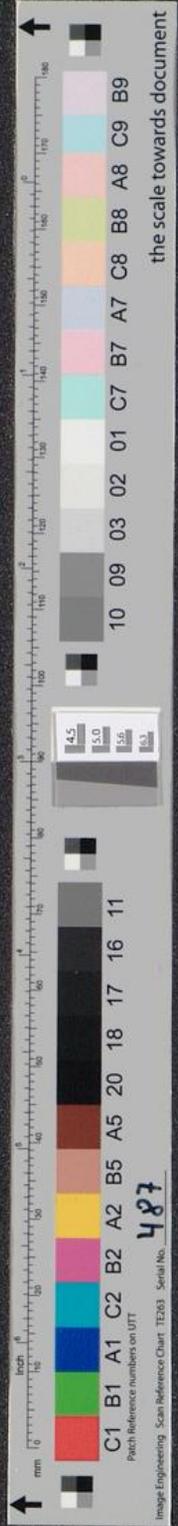
[Faded header text]

[Faded main text column on the left page]

[Faded main text column on the right page]

diesen Fläke bescheren,
zu seiner Heimat bekemnt:
daß es eine Stelle in
wo der Deutsche gezwun
daß man das Leben auch
stalten kann, als er tut.

M



1035